

Dialog zwischen den Generationen

Bernd: Fanita, Johannes Cremerius, der fundamental-kritische Psychoanalytiker hat die Entwicklung der Gemeinschaft der Psychoanalytiker in mehreren Schriften kritisch beleuchtet. Er hat dabei festgestellt, dass viele Missstände, unter denen diese Gemeinschaft heute leidet, durch Entwicklungen und Fehlentwicklungen in den Gründerjahren und durch die Persönlichkeiten der Gründer bedingt sind.

Ich selbst erlebe die Gemeinschaft der Transaktionsanalytiker seit Jahren ebenfalls in einer offenen Krise speziell im Umgang mit Theorie. Deshalb kam ich auf die Idee, schon heute gut 25 Jahre nach dem Erscheinen des ersten TA-Buches eine kritische Besinnung auf die Kultur der transaktionsanalytischen Gemeinschaft zu versuchen. In diesem Zusammenhang sehe ich unseren folgenden Dialog.

Meine zentrale Frage an Dich lautet: Welches sind die ausdrücklichen und impliziten Leitideen und Einstellungen, die die Gründergeneration der Transaktionsanalyse hervorgebracht und gelebt hat?

Fanita: Ich fange an mit Eric Berne, denn die TA fing mit diesem einzelnen Mann an.

Zunächst war Berne als junger Psychiater bei der Armee. Er beschäftigte sich dort mit Intuitionsexperimenten. Er tat das eher notgedrungen, weil er seine psychoanalytische Arbeit nicht so systematisch machen konnte, wie er eigentlich gerne wollte. Zurück aus der Armee, etwa im Jahre 1948, suchte er Anerkennung in der psychoanalytischen Gesellschaft New Yorks. Er bekam dort aber bald Konflikte und musste die Organisation als Rebell und Kritiker verlassen.

Er schrieb dann sein Buch "The Mind in Action", in dem er die Psychoanalyse vereinfachen und leicht verständlich machen wollte. Er schrieb es aus der Perspektive, dass die Methodik der Psychoanalyse zu trübe und zu herabsetzend für den Patienten sei. Zu Anfang fand dieses Buch auch Anerkennung bei vielen Psychoanalytikern.

Schließlich war Berne in Psychoanalyse bei Eric Erickson. Diese wurde aber abgebrochen, vielleicht wegen seiner persönlichen rebellischen Einstellung zu der "Autorität" der Psychoanalytiker. Er behielt aber ein ambivalentes Verhältnis zur Psychoanalyse. In Kalifornien wurde er anerkanntes Mitglied einer Psychoanalytischen Gesellschaft und arbeitete dort auch bis zu seinem Lebensende als Psychoanalytiker.

Ursprünglich waren seine transaktionsanalytischen Konzepte auch als zusätzlich zur Psychoanalyse gedacht. Später entstand dann ein Kampf gegen die Psychoanalyse, hauptsächlich gegen deren Methoden.

In den ersten Jahren haben sich für die Transaktionsanalyse Therapeuten aus etablierten Kreisen interessiert, die bereits vollständig in verschiedenen Bereichen der Tiefenpsychologie ausgebildet waren. Wie ich waren sie vor allem auf der Suche nach einer neuen Methodik. TA war zunächst hauptsächlich Methodik und keine eigenständige Theorie. Die Hauptattraktion war die Befreiung der Methodik. Dies galt übrigens auch für Berne.

Bernd: Befreiung der Methodik war also ein wichtiges Leitmotiv dieser ersten Jahre.

Du hast von Bernes Rebellion gesprochen. Könntest Du die Art seiner Rebellion näher erläutern?

Fanita: Nun, Berne hat sich sehr über die Enge und Rigidität der Psychoanalytiker geärgert. Die Psychoanalytiker in Amerika waren sehr arrogant. Sie verhielten sich oft wie Halbgötter, die ohne nähere Begründung Ideen als gut oder schlecht verwerfen konnten. Zu der Zeit war Kritik am psychoanalytischen Establishment von außerhalb nicht möglich. Entweder man ging konform oder

man wurde nicht gehört. Für Berne, der selbst sehr arrogant war, war es unerträglich, wenn seine Kritik als Quatsch abgetan wurde. Hier liegen auch die Ursprünge von Bernes rachsüchtiger Haltung gegenüber Psychoanalytikern. Nachdem er TA entwickelt hatte, sah er es gerne, wenn sie in der mündlichen Prüfung zur klinischen Mitgliedschaft in der TA-Gesellschaft erst einmal durchfielen, damit sie am eigenen Leibe erfahren sollten, was es heißt, nicht anerkannt zu werden.

Bernd: Könnte man sagen, dass sich hier eine Neigung abzeichnete, sich auf der einen Seite um Anerkennung beim Establishment zu bemühen und gleichzeitig eine solche Anerkennung rebellisch letztlich zu sabotieren?

Fanita: Ja. Berne hat oft rebellisch gekämpft. Ich erinnere mich an einen Kongress, bei dem zwei angesehene Psychoanalytiker Fallbeispiele darstellten. Berne war einer der Diskussionsteilnehmer. In der Diskussion setzte er diese Leute in einer absolut kindlichen Art so herab, dass es peinlich war. Dann aber, ganz zum Schluss, brachte er seinen Genius ins Spiel und zeigte überzeugend, was man in beiden Fällen hätte tun können. Aber er hatte durch seine Taktlosigkeit die an TA interessierten Psychoanalytiker bereits zu Widersachern gemacht. Man wollte ihn in dieser Gesellschaft - ich glaube, es war eine Psychiatrische Vereinigung - nie wieder sehen.

Anfangs machte er auch mich und andere interessierte Kollegen so wütend, dass wir eigentlich nicht mehr mit ihm sprechen wollten. Ich habe dann dieses Verhalten in einem Brief an Berne formuliert und es dort einschließlich eines Fallbeispiels erläutert. Berne hat mir nie auf diesen Brief geantwortet. Aber das Fallbeispiel hat er, völlig aus dem Zusammenhang gerissen, im Bulletin veröffentlicht, noch dazu unter dem Titel, den ich seinem Spiel gegeben hatte ("you'll be sorry you kicked me").

Bernd: Würdest Du sagen, dass sich diese Dynamik über die Person Eric Bernes hinaus in der Gründergeneration fortgesetzt hat?

Fanita: Ein wenig. Wir waren alle rebellisch, arrogant und missionarisch. Dies galt insbesondere gegenüber den kompetenten Kollegen. Wir waren überzeugt, dass unsere Sicht die beste war. Der Intoleranz solchen gegenüber, die viel wussten, stand eine unglaubliche Toleranz und Geduld denen gegenüber, die wenig wussten. Mit der Zeit glaubten wir, TA schnell jedem beibringen zu können, unabhängig von seiner akademischen Vorbildung.

Bernd: Die Vorteile dieser Haltung haben wir ja heute noch. Wir bilden interessierte und lernwillige Praktiker unabhängig von ihrer Vorbildung und ihrem Status weiter. Nachteilig war jedoch, dass man die qualifizierte Diskussion mit Gleichrangigen nicht ernst nahm. Vielleicht gilt dies auch heute noch.

Fanita: Man versuchte, sich nicht auf solche Diskussionen einzulassen. Wir sahen sie als Pasttime oder sogar als Spiel. Es gab die Tendenz, kritischen Einwänden dadurch zu begegnen, den Kritiker eher lächerlich zu machen als sich mit dem Inhalt seiner Kritik zu beschäftigen. Wir waren unfähig, uns auf eine erwachsene kritische Diskussion mit Kollegen außerhalb der TA einzulassen.

Aber nochmal zurück zur Methodik: Berne meinte von Anfang an, dass TA eine Kommunikationsmethode sei, die sich nicht nur für die klinische Anwendung eignet, sondern auch für andere Anwendungsgebiete, wobei er sich besonders für Sozialpsychologie und Pädagogik interessierte. Dies war von Anfang an seine Idee, doch in der Praxis blieb die klinische Anwendung doch im Vordergrund. In den anderen Anwendungsbereichen hatten wir am Anfang auch keine wirklich guten Leute.

Berne schrieb dann sein Buch über Gruppentherapie. Es gibt von Berne eine Reihe wichtiger Ideen zur Gruppe, die nie ausgearbeitet wurden. Zum Beispiel, wie bestimmte Mitglieder, die ich heute Typ-2-Menschen nenne, die psychologische Leitung der Gruppe übernehmen, wenn sich der Gruppenleiter passiv verhält. In kritischer Abgrenzung zu passiven Gruppenleitern meinte Berne, dass man als Gruppenleiter aktiv sein sollte, um Behandlungsziele zu erreichen. Dafür wurde er besonders aus psychoanalytischen Kreisen sehr kritisiert.

Bernd: Machte Berne denn seinerseits das, was man heute Einzeltherapie in der Gruppe nennt?

Fanita: Nein. Das Besondere an der TA-Gruppenarbeit war die Mischung aus Gruppenorientierung und Einzelorientierung. Durch die Verträge mit den Einzelnen wurde eine Behandlung festgelegt. Die Interaktion in der Gruppe zeigt aber viele der Verhaltensweisen, die man analysieren kann und macht dadurch möglich, den Behandlungsvertrag zu erfüllen. Sehr vieles stammte hier von David Kupfer, auf den wir später noch ausführlich zu sprechen kommen. Kupfer sagte sogar: Wenn man mehr als fünf bis sieben Minuten mit einem Gruppenmitglied arbeitet, ist es schon nicht mehr gut.

Bernd: Das ist heute doch wesentlich anders geworden.

Fanita: Ja. Hier liegt ein großer Unterschied zu den ursprünglichen Methoden, und das bedauere ich.

Bernd: Ich erlebe einen Zwiespalt bei Berne. Einerseits sagt er, man soll versuchen seinen Patienten in der ersten Sitzung zu heilen, spätestens in der zweiten. Ich würde diese Anweisung in das Motto fassen: 'Handle jedes Mal so, als könntest Du mit der nächsten Transaktion oder in der nächsten Sitzung die entscheidende Weichenstellung vornehmen.' Auf der anderen Seite ist im letzten Teil seines Buches 'TA in Psychotherapy' eine sehr psychoanalytische Fallstudie abgedruckt.

Fanita: In einer Weise blieb Berne immer Psychoanalytiker, und als er starb, hinterließ er auch einige nicht abgeschlossene psychoanalytische Therapien.

Er hat übrigens nicht gesagt, dass man den Patienten spätestens in der zweiten Sitzung heilen muss, sondern, dass man ihn in der ersten Sitzung heilen soll und wenn dies nicht gelingt, dasselbe in jeder weiteren wieder versuchen soll. Das kann allerdings auch Jahre dauern.

Bernd: Daran finde ich vor allem wichtig, dass Berne die Idee einführte, dass Psychotherapien nicht lange dauern müssen. Sie können auch kurz sein. Und wenn eine Heilung nicht kurzfristig gelingt, eröffnet er zwei Betrachtungsweisen: Entweder hat der Therapeut das entscheidende Verständnis und von daher die entscheidende Intervention nicht gefunden oder es handelt sich um einen notwendigen Wachstumsprozess, der tatsächlich länger dauert. Als Therapeut muss ich jedoch immer wach für die Frage bleiben, ob ich relevant und effizient arbeite.

Fanita: Ja, ob ich richtig therapiere.

Bernd: Berne suchte also keine Zuflucht in einer Widerstandsdeutung oder in der Annahme, dass es sich um ein tiefes oder schwerwiegendes Problem handelt.

Fanita: Er ging eher von der Annahme aus, dass er das Problem nicht richtig sieht. Er hätte allerdings hinzugefügt: Aber morgen werde ich es erkennen.

Bernd: Wir haben in unserem Institut ja häufig Anorexien behandelt und es kam vor, dass diese jungen Frauen schon nach wenigen Sitzungen ihr anorektisches Essverhalten aufgaben. Es gibt aber Psychotherapeuten, die von vornherein davon ausgehen, dass die Therapie einer solchen Störung viele Jahre dauert.

Fanita: Das waren die Psychoanalytiker, die Berne hätte erschlagen können.

Er hatte dazu auch eine Lieblingsgeschichte: Ein Mann hat einen Spreißel im Hintern. Er sitzt darauf und ziert sich. Es schmerzt ihn, er sitzt immer schief, er kann nicht mehr gehen und seiner Arbeit nicht mehr nachkommen. Als ihn dann auch noch seine Frau verlässt, begibt er sich in psychoanalytische Behandlung, wo über all seine Probleme lange gesprochen wird. Schließlich trifft er auf ein Kind. Das sagt: "He, du hast einen Spreißel im Hintern" und zieht ihn heraus.

Bernd: Also das einfache intelligente Denken, das Kind in „des Kaisers neue Kleider“.

Ich möchte nochmal zu unseren Leitideen oder Leiteinstellungen zurückkommen. Ist es richtig, das Selbstverständnis der Transaktionsanalytiker so zu beschreiben: eine Außenseitergruppe sein und sich einer Integration ins Establishment zu verweigern? Musste man, wollte man trotz Anspruch auf Anerkennung letztlich Außenseiter bleiben?

Fanita: Ja, am Anfang mussten wir draußen bleiben. Doch wir gingen davon aus, dass wir wie die frühen Christen die Welt erobern würden. Dann entwickelte es sich auch bald so, dass in manchen Städten der USA die Treffen der Transaktionsanalytiker zahlenmäßig größer waren als die der etablierten Gesellschaften. Bei Terminkollisionen verlangten wir von den anderen Gesellschaften, dass sie ihre Termine verschieben würden, was diese sogar auch taten. Man war sehr stolz in der Gemeinschaft: "Ja, wir sind die Außenseiter. Aber wir werden die Dominanten werden!" Eine Arroganz, die doch ein wenig erschreckend ist.

Wichtig war auch die Idee, dass alle Menschen o.k. sind und dass wir selbst beim gestörtesten Psychiatrie-Patienten Erwachsenen-Verhalten erwarten können. Man muss aber sehen, dass diese Idee in Zusammenhang mit einer rebellischen Solidarität mit Unterprivilegierten stand. Sie ging auch einher mit der Idee, dass Eltern durch negative Botschaften ihre Kinder nicht-o.k. machen. Das halte ich für völlig falsch.

Bernd: Ich habe das in einer früheren Diskussion mit Dir eine paranoide Tendenz genannt, die mir in der Theoriebildung der Transaktionsanalyse immer wieder auffällt.

Fanita: Ich würde es nicht paranoid nennen. Das ist mir zu klinisch. Dabei komme ich aber auf eine weitere wichtige Haltung in der TA-Gemeinschaft: Man war gegen alle diese großen Worte. Hättest Du damals das Wort paranoid benutzt, wärest Du bei Berne schon abgeschrieben gewesen. Große Worte insbesondere psychiatrische zu verwenden, war tabu.

Bernd: Was ist denn jemandem geschehen, der den anderen theoretisch anspruchsvollere Dinge zugemutet hat?

Fanita: Man hätte ihm gesagt, dass dies möglicherweise gute Ideen wären, dass er sie aber in einer für einen 12-jährigen verständlichen Sprache vortragen soll. Man verdächtigte jeden, der mit anspruchsvollen Konzepten daher kam, dass er sich groß und uns klein machen wollte. Ihm wurde dann entgegengehalten: Wir sind genauso kompetent wie Du, und Du musst Dich auf unserer Ebene ausdrücken, sonst geh` zu den Psychoanalytikern.

Bernd: Welche Folgen hatte diese Haltung für die Entwicklung der Transaktionsanalyse?

Fanita: Sie wurde später zu simplistisch gesehen! Hier kommt auch die Tragödie mit Bernes frühem Tod herein. Das Buch von Harris (Ich bin o.k. - Du bist o.k.) ist 1970 erschienen. Im gleichen Jahr ist Eric Berne gestorben. Berne hat zwar ein wohlwollendes Vorwort zu diesem Buch geschrieben, hat aber in Wirklichkeit über Harris gelächelt und gesagt: Diese Südkalifornier! Die machen das so simplistisch, dass es für dumme 12-jährige gerade richtig ist. Wir Nordkalifornier wenden uns natürlich an die intelligenten 12-jährigen. Aber warum sollte man das Buch von Harris dort nicht verbreiten, zumal Harris einer der wenigen Psychiater war, die sich von Anfang an für Bernes Ideen interessiert hatten.

Es gab überhaupt Probleme mit den ersten Büchern über TA. Das erste und für mich heute immer noch wichtigste Buch über Transaktionsanalyse, "TA in Psychotherapy" kam 1961 heraus. Berne hatte keinen ernsthaften Verleger dafür gefunden. So kam er schließlich zu Grove Press, der bis dahin ausschließlich Pornographisches veröffentlicht hatte. Zu der Zeit hatte er Interesse, sein Verlagsprogramm zu erweitern, doch das Buch war ein totaler Misserfolg. Es wurden nur einige Exemplare verkauft, und niemand hat es gelesen. Grove Press hatte mit Berne den Kontrakt, noch ein weiteres Buch zu veröffentlichen. Als Berne dann "Spiele der Erwachsenen" herausbringen wollte, zeigte Grove Press wegen des Misserfolgs kein Interesse mehr. Erst als Berne Grove Press verklagte, kam das Buch dort heraus, wobei der Titel vom Verlag gewählt wurde. Das Buch wurde, wie Du weißt, ein Verkaufsschlager, wohl hauptsächlich weil die Leute vermutet hatten, dass es sich um pornographische Spiele handelte. Dadurch hat Berne erstmals Geld verdient.

So wurde es möglich, das bis dahin sehr kleine San-Francisco-Seminar auszubauen und damit die berühmten Seminare anzubieten. Als er von verschiedenen Leuten damit konfrontiert wurde, dass er dieses herabsetzende Buch auch noch in einer solch unwürdigen Weise auf den Markt gebracht hatte, hielt er mir zum Beispiel entgegen: "Was hättest Du lieber gehabt - dass es dieses Buch nicht gibt, oder dass es dieses Buch gibt und Du jetzt an Trainingsprogrammen teilnehmen kannst?" Das war seine Verteidigung von "Games people play". Und tatsächlich, man muss zugeben, dass die Verbreitung der Transaktionsanalyse ohne Bücher wie "Games people play" oder das Buch von Harris vermutlich nicht geschehen wäre.

Bernd: Ich habe den Eindruck, dass das Buch "TA in Psychotherapy" lange in der Szene verschüttet war. Erst jetzt beginnt man wieder, sich darauf zu beziehen. Wurde es denn damals in der TA-Szene ausführlich studiert?

Fanita: Ja, dieses Buch war das einzige das es gab, und es wurde in den San-Francisco-Seminaren viel diskutiert. Aber Szene ist eigentlich der falsche Begriff. Es gab keine Szene. Ursprünglich gab es nur die zehn bis fünfzehn Leute, die TA lernen und benutzen wollten. Das war alles.

Berne ging natürlich davon aus, dass er noch Zeit haben würde, seine Ideen weiterzuentwickeln und zu verbreiten. Doch als das Buch von Harris herauskam, war Berne gestorben. Die ITAA war paralysiert, und Harris war in der Öffentlichkeit der Gott der Transaktionsanalyse. Die Transaktionsanalyse ist in der Welt durch dieses Buch bekannt geworden. Das ist eine Tragödie.

Bernd: Worin besteht die Tragödie?

Fanita: Zuerst darin, dass Berne nur etwa 10 Jahre Zeit hatte, die TA zu entwickeln und dann darin, dass Harris' Buch von einem simplistischen religiösen Standpunkt aus geschrieben ist, wohingegen Berne sehr differenziert war.

Berne und die ursprüngliche Gruppe waren alle hochintelligente, aber auch in intellektuelle wie auch neurotische Probleme verwickelte Leute. Hier entwickelte sich auch eine Fehleinstellung

bezüglich des theoretischen Anspruchsniveaus. Einstein meinte, man müsse Relativitätstheorie einem 12-jährigen erklären können, jedoch meinte er damit nicht, dass Relativitätstheorie auf dem intellektuellen Niveau eines 12-jährigen hinreichend ergründet sei. Das war auch Berne's Einstellung. Harris und die ganze Bewegung jedoch blieben auf der simplistischen Ebene.

Bernd: Wann ist ein wissenschaftlicher Anspruch erfüllt worden?

Fanita: Solange Berne gelebt hat, bestand ein wissenschaftlicher Anspruch. Der ist aber mit Berne gestorben. In den Jahren, in denen Berne gelebt hat, gab es das San-Francisco-Seminar. Dort haben wir gekämpft, dort haben wir wirklich um Theorien und Ansichten gestritten. Wir haben jede vorgetragene Idee in Stücke zerrissen, aber dahinter waren schöpferische Ideen, Konzepte, eigene Gedanken und vor allem viel klinische Erfahrung. Als Berne starb, war die Organisation paralysiert. Es gab keine großen Nachfolger, denn Berne hatte keine Großen neben sich.

Bernd: Er hat ja wohl alle Kompetenten als Gegenspieler erlebt und vergrault.

Fanita: Ja. Persönlich war Eric Berne oft unerträglich.

Bernd: Was hat er getan, um einem kompetenten Gesprächspartner die Begegnung schwer zu machen?

Fanita: Man konnte mit ihm diskutieren, wenn er Lust hatte. Wenn er keine Lust hatte, hat er den anderen einfach mit einer herabwürdigenden Aussage abgeschnitten. Er hatte die übertriebene Neigung, jemanden auszulachen, sobald er etwas elterlich auftrat. Berne hatte ein sabotierendes, eekliges, "cruel" Kind-Ich. Er selbst hat vom Dämon gesprochen und vom "kleinen Faschisten" im Kind, denn er hat dies wohl bei sich erkannt. Er hatte ein gut entwickeltes Erwachsenen-Ich, doch brach sein Kind immer wieder durch. Insbesondere konnte er das Eltern-Ich anderer nicht tolerieren.

Bernd: Woran, glaubst Du, lag das?

Fanita: Bei Berne finde ich eine komplizierte Einstellung des Übersicheren, die aus Kindheitserfahrungen entstanden ist. Ich habe sein Hauptspiel genannt: "Es wird Dir leid tun, dass Du mich geschlagen hast". Ich würde es heute nicht mehr Spiel nennen, sondern eine Persönlichkeitstendenz von Berne.

Es beginnt damit, dass er andere provoziert, ihn zu schlagen. Der zweite Teil ist dann die Reaktion: Es wird Euch noch leidtun.

Ich habe ja in dem Jörgensen-Buch "Eric Berne - Master Games Man" eine Phantasie über Berne als Kind geäußert, die ich intuitiv aus seinem Erwachsenenverhalten abgelesen habe: Berne ist ein kleiner, hässlicher, jüdischer Junge in Kanada. In Kanada herrschte zu seiner Zeit ein antisemitisches Klima im britischen Stil: höflich aber sehr isolierend. Es gab außer seiner Schwester keine anderen Kinder, die mit ihm spielten. Sein Vater war Arzt und konnte allerhand. Er starb aber, als Berne 10 Jahre alt war. Seine Mutter war schreibend als Journalistin tätig. Sie waren arm und die Mutter musste jede Nacht schreiben, um die Familie zu ernähren. Zu dieser Zeit war berufliche Tätigkeit für Mütter jedoch nicht hoch angesehen. Es war eher ein Makel, dass sie nicht ganz für die Familie da sein konnte.

Berne trug eine starke Brille, war nicht sportlich und schlecht angezogen. Gleichzeitig war er geistig brillant, das muss man sagen. Er passt nicht. Die anderen Jungen schlagen ihn oder lachen ihn aus.

Und er findet Systeme, diese Jungen irgendwie dazu zu bringen, dass sie bereuen, dass sie nicht nett zu ihm waren. Berne war ja sehr klug und man hätte ihn bestimmt bei Schulaufgaben und anderen wichtigen Fragestellungen gerne zu Rate gezogen. Man möchte also öfter etwas von ihm haben und da bereut man schon ein bisschen, dass man sich schlecht mit ihm gestellt hat. Und man kann von daher gut die Entstehung des Spiels "Es wird Euch noch leidtun, dass Ihr mich geschlagen habt" verstehen.

Es wiederholt sich ja später auch immer wieder dieses Thema, dass er Leute gegen sich aufbringt und dass er diese Leute dann aber doch dazu bringt, sich für ihn zu interessieren, doch mit ihm Kontakt zu suchen.

Bernd: In einem Vorgespräch in Blackpool (1986) hatten wir über Bernes Begriff der "Quiet Desperation" gesprochen. Mir fällt auf und ich freue mich darüber, dass Du Dich in Deinem Aufsatz über den Unterschied von Depression und Verzweiflung dem Thema der Verzweiflung widmest. Dies ist nach meinem Empfinden ein bei uns vernachlässigtes Thema. Hat das vielleicht auch mit der Abwehr von Berne gegenüber eigener innerer Leere und Verzweiflung zu tun?

Fanita: Ich glaube, Berne ging mit einer grundsätzlichen Verzweiflung durch die Welt. Nach meinem Konzept handelte es sich um die Verzweiflung des Übersicheren, dessen, der siegen muss und der verzweifelt ist, wenn er spürt, dass er nicht siegen kann.

Wir müssten hier über das Konzept des Verlierers und des Gewinners sprechen. Das ist ein gutes Beispiel für Bernes Umgang mit Ideen. Zuerst hat er mit den Begriffen Gewinner und Verlierer einfach herumgespielt. Dann hat man ihn damit konfrontiert und gefragt, was er damit überhaupt meint. Dann, aber erst nach dieser Konfrontation, hat er eine sehr schöne Erklärung gefunden: "Was ich meine, ist ein inneres Okay-Gefühl!" Das widersprach allerdings dem, was er früher gesagt hatte. Da meinte er, man sei ein Gewinner, wenn man erreicht, was man vorhat.

Bernd: Die neuerliche Definition bezog sich also eher auf die Werthaltung und das Selbstgefühl, während man etwas tut, und nicht auf den äußeren Erfolg.

Fanita: Ja, aber er hat dann wieder alles verwischt, als für ihn persönlich die Frage auftauchte, wo der Beweis dafür zu suchen sei, dass er ein Gewinner ist. Sich selbst definierte er dann als Gewinner, wenn er beim Poker mehr Geld gewann als verlor. So wollte er sich als Gewinner sehen, doch seine Verzweiflung lag wohl darin begründet, dass er sich im Inneren immer als Verlierer fühlte.

Auch seine Spiele waren die eines Verlierers. Dazu muss ich Dir die Episode von einem Vortrag erzählen, den Berne auf der TA-Konferenz ein Jahr vor seinem Tod hielt. Sie gibt so viel Aufschluss über seine Person.

Diese TA-Konferenz war in Monterey. Und von Monterey nach San Francisco gab es täglich nur einen Flug, nachmittags etwa um 1 Uhr. Die dreitägige Konferenz sollte planmäßig um 12 Uhr zu Ende gehen, damit jeder diesen Flug noch erreichen konnte. Bernes Hauptrede war auf etwa 10.30 angesetzt. Davor war eine Geschäftssitzung anberaumt, in der man die Finanzprobleme der ITAA besprach. Dabei stellt sich heraus, dass man ein Defizit hatte und es entstanden lange Überlegungen, wie man zu Geld kommen könne. Berne sagte zwischenrein gelegentlich in einem klagenden Ton: "Bitte macht schneller! Ich will noch meinen Vortrag halten". Er benutzte jedoch nicht seine Autorität, um die Sitzung rechtzeitig zu beenden oder zu vertagen. Als Berne endlich mit seinem Vortrag drankam, war es schon halb zwölf oder noch später. Und während er seinen Vortrag hielt, verließ einer nach dem anderen leise den Raum, um noch sein Flugzeug zu erreichen. Am Ende verblieben nur eine Handvoll Leute im Saal, die ohnehin vorhatten, in Monterey zu übernachten. Berne hielt während seines gesamten Vortrags seinen Kopf gesenkt, obwohl er den Vortrag nicht

abgelesen hat. Er tat so, als würde er von dem ganzen Weggehen nichts bemerken. Auch das war typisch für Berne, dass er, der so viel von Begegnung sprach, überhaupt keinen Kontakt zu seinem Publikum aufnahm. Schließlich beendete er ohne aufzusehen seinen Vortrag und verließ den mittlerweile fast leeren Saal. Ich rannte ihm nach und sagte: "Eric, das war ein ausgezeichneter Vortrag!" und wollte gerne mit ihm darüber sprechen. Er drehte sich mit immer noch gesenktem Kopf einfach um und ging weg, ohne zu antworten. Ich rannte ihm wieder nach, diesmal ärgerlich. Wir hatten noch nicht die Theorie der Abwertung entwickelt, jedoch die Theorie der Strokes. Ich packte ihn also und sagte: "Eric, ich will Dir all diese Strokes geben, und Du gibst mir nicht einmal einen Stroke zurück." Da schaute er mich sehr traurig an, ich würde sagen aus dieser grundsätzlichen Verzweiflung, und sagte: "Hättest Du mir gesagt, dass ich attraktiv bin, hätte ich diesen Stroke gehört." Damit ging er weiter.

Das war eine typische Transaktion für Berne. Es ist auch kein Zufall, dass die TA sich mit verzettelten und abgebrochenen Transaktionen beschäftigt. Berne kreuzte recht häufig Transaktionen, so dass die Kommunikation abbrach und man immer wieder von neuem die Kommunikation mit ihm aufnehmen musste. Wenn ich mich jetzt zurück erinnere, war es ein Merkmal der Kommunikation mit Berne. Man wusste nie, wann sie durchgeschnitten wurde und man musste sie immer wieder neu anknüpfen.

Bernd: Gab es niemanden, der ihn auf seine Verzweiflung angesprochen hat?

Fanita: Niemand, der die Reife dazu gehabt hätte. Ich konnte dies ein bisschen tun, paradoxerweise, weil ich in Chicago lebte und nicht in seiner Nähe in Kalifornien. Wenn ich ihm näher gewesen wäre, hätte er zu viele Transaktionen mit mir abgeschnitten. Die meisten Kontakte mit Berne waren ja Brief- oder Telefonkontakte. Er konnte Nähe schlecht ertragen. Dabei hat er sich dem Thema der Intimität so ausführlich gewidmet. Aber er selbst hatte keine intimen Beziehungen.

Bernd: Würdest Du sagen, diese persönliche Dynamik von Berne hatte Einfluss auf die Szene?

Fanita: Ja. Das ganze Thema über Intimität wurde so hochgespielt, weil Berne zur Intimität unfähig war.

Bernd: Hat dies mit den zeitweilig zu beobachtenden gelegentlich recht hohlen Intimitätsritualen auf TA-Konferenzen zu tun?

Fanita: Ja, vielleicht. Professionell war Berne zwar strikt gegen jegliche Berührung von Patienten. Da hatte er die psychoanalytische Einstellung. Während eines Banketts auf der letzten TA-Konferenz 1969, hielt Berne noch eine kleine Rede, in der er noch einmal ausdrücklich darauf hinwies: "TA is no touch." Diese Meinung hielt er auch Leuten entgegen, die TA mit Yoga, Körperarbeit o.ä. verbinden wollten. Doch auf Parties war es Bernes Lieblingsspiel, sich in die Mitte des Raumes zu stellen, laut auszurufen "TA is no touch", und dann stürzten sich alle auf ihn, um ihn mit körperlichen Streicheleinheiten zu versorgen.

Bernd: Aber das kann ihn doch nicht genährt haben, dieser sinnlose Verbrauch an Zuwendung.

Fanita: Stimmt, er hätte eben Therapie gebraucht. Er hatte auch keine engen Freundschaften. Deshalb wurde dieses Umarmen und falsche Küssen und die vielen Streicheleinheiten von Berne sehr gefördert. Er hat mich sogar als etwas steif ausgelacht, weil ich davon eher schockiert war. Das

war allerdings auch der Zeitgeist in den 60er Jahren; man hat dies überall so gemacht. Da war Berne schon fast eine Ausnahme, dass er eine Berührung mit Patienten strikt verbot.

Bernd: Du würdest also sagen, dass Berne keine wirklichen Freundschaften entwickelt hat?

Fanita: Er war mit einigen Menschen in Verhältnissen gegenseitiger Abhängigkeit. Die frühe Entwicklung der Transaktionsanalyse ist auch nicht zu verstehen ohne die enge Beziehung von Berne zu den vier jungen Männern: Martin Groder, Steve Karpman, John Dusay und Claude Steiner. Alle ohne abgeschlossene Berufsausbildung und Junggesellen. Das waren die Jungen, die immer mit strahlenden Ideen kamen und Berne in ihr Junggesellenleben einbezogen, auch in Bezug auf Frauen.

Bernd: Würdest Du sagen, dass diese Art von Kontakt zu diesen jungen Männern Ausdruck dafür war, dass Berne mit seiner altersgemäßen Entwicklung nicht zurechtkam und sich übermäßig mit dieser Jugendlichkeit identifizierte?

Fanita: Ja. Alle vier waren eigentlich seine Freunde, mit denen er rumgekämpft und rumargumentiert hat. So kam es, dass viele gute Ideen der Transaktionsanalyse aus dem Kind-Ich kamen. Diese vier waren dann auch später maßgebende Leute in der TA-Organisation. Und dann gab es einige wenige Nicht-Junge, Nicht-Strahlende, die mehr die grauen Haare mitgebracht haben, aber eigentlich wenig qualifizierte Beiträge lieferten. Der einzige ältere Mensch, der tragende Bedeutung in der TA-Gemeinschaft hatte, war David Kupfer. Ursprünglich hat ihn sicherlich vor allem sein Flüchtlingsstatus an Berne gebunden. Wenn er bessere Alternativen gehabt hätte, wäre Kupfer vermutlich auch am Anfang ausgestiegen. Denn viele kamen und wurden durch Bernes unduldsam-konkurrierende Haltung wieder vertrieben. Diese Leute hatten schon wissenschaftlichen Hintergrund, Berufserfahrung und Ansehen und wollten natürlich für das, was sie einbrachten, Anerkennung finden. Die haben sich natürlich eine solche Behandlung nicht bieten lassen.

Später wurde die Beziehung zwischen Berne und Kupfer sehr eng, und vieles in der TA ist Kupfer zu verdanken.

Und jetzt müssen wir von David Kupfer reden, denn er ist der Vergessene. Er ist vergessen, weil er nie wirklich etwas geschrieben hat.

David Kupfer kam als Flüchtling aus Berlin. Dort hatte er Psychologie, insbesondere Rorschach-Verfahren, studiert. Er ging in den USA zur Armee, um darüber die amerikanische Staatsbürgerschaft zu erwerben. Während seiner Stationierung in Carmel lernte er Berne kennen, weil sich Berne für Rorschach-Verfahren interessierte. Als Kupfer etwa 1955 demobilisiert wurde, hatte er keinen Job und keine guten Verdienstmöglichkeiten, weil ihm amerikanische Lizenzen fehlten. Da traf er wieder mit Berne zusammen und wurde dessen Kollege. Ihr Verhältnis wurde mit der Zeit sehr eng, obwohl sie sehr verschiedene Persönlichkeiten waren. Man könnte von einer gegenseitigen erfolgreichen Ergänzung sprechen. Kupfer war einerseits sehr humorvoll, andererseits sehr ernst und perfektionistisch, was wohl mit seiner deutschen Herkunft zu tun hatte. Berne hatte zwar die Idee der ITAA und brachte auch den Glauben mit, dass sie bedeutsam und groß würde, doch die organisatorischen Strukturen hat Kupfer geschaffen. Als Berne die TA-Gesellschaft Internationale Gesellschaft nannte und für ein Jahr ihr erster Präsident war, war die Gesellschaft nicht einmal national, sondern kalifornisch, vielleicht mit Vertretern von zwei anderen Staaten. Als ich 1966 dazu stieß, war TA in Illinois, wo ich damals arbeitete, noch überhaupt nicht bekannt. Und auch als ich 1970 nach Pennsylvania zog, war ich dort die einzige Transaktionsanalytikerin.

Berne hatte also die Ideen und Kupfer entwickelte die dafür notwendigen Strukturen. Die Struktur der Organisation, des Trainings, das Konzept der Tonband-Aufzeichnungen und der Supervisionen, das alles ist von Kupfer.

Bernd: David Kupfer war also der Kopf der Organisation.

Fanita: Ja. Er war auch der Mensch, mit dem man Kontakt haben und Beziehungen knüpfen konnte. Und er war derjenige, mit dem man Trainings machen konnte. Auch die Struktur des 101-Kurses kommt von ihm. Er hat ihn viele Male überall im Land gehalten.

Bernd: David Kupfer war also der Mensch, der das, was wir heute als Ausbildungsstruktur, als Verbindlichkeit, als Verlässlichkeit kennen, hereingebracht hat.

Fanita: Ja, das kommt alles von Kupfer!

Bernd: Wurde er denn dafür innerhalb der Organisation anerkannt?

Fanita: Oh ja. Er war der solide Kern. Er war der, von dem man lernen konnte. Und als solcher war er sogar von Berne anerkannt.

Als zum Beispiel Bob Goulding 1963 zu Berne kam und um eine Psychoanalyse bat, verwies Berne ihn an Kupfer. Goulding war damals Arzt, aber mit wenig psychotherapeutischer Erfahrung. Indirekt bekam er dann von Kupfer sehr viel Training dadurch, dass er mitgereist ist, wenn Kupfer die 101-Kurse hielt.

Berne, Kupfer und Goulding betrieben dann zusammen ein kleines Büro und stellten Mary Edwards als Sozialarbeiterin ein. Zu viert gründeten sie dann das Carmel-Institut für TA-Therapie, das mit einem großen Prospekt herauskam.

Später bekamen Kupfer und Goulding heftige Konflikte miteinander, die auch persönliche und private Dinge betrafen. Als dann auch noch Berne mit Goulding in Konflikt geriet, musste Goulding aus der ITAA austreten, denn Berne war der Meister der TA, die Autorität.

Bernd: Interessant daran ist, dass dies möglicherweise Einfluss auf die spätere TA-Kultur hatte, weil Goulding ja aus dieser Situation heraus sein eigenes Institut gründete.

Fanita: Ja. Zwar nicht sofort, aber nachdem er Mary geheiratet hatte. Die Geschichte der Rebellion wiederholt sich da ein wenig.

Goulding hatte auch mit Fritz Perls sowohl Freundschaft geschlossen als auch von ihm Training erhalten. Perls wohnte ja ganz in der Nähe, nur etwa 60 km entfernt in Esalen.

Nach Berne's Tod entwickelte Goulding einen eigenen Ansatz, indem er TA mit Gestalt mischte. Und das kam dann auch nach Europa. Berne, der mit Perls nicht einverstanden war, hätte diese Vermischung nie erlaubt. Ich selbst hatte auch Gestalt-Training bei Perls, musste dies aber immer streng getrennt halten und habe dies auch beibehalten.

Die weltweite Entwicklung von TA wurde dann stark durch die Gouldings geprägt, weil sie ein Institut mit vielen Weiterbildungs-Kandidaten aufbauten.

Nach dem Tod der beiden führenden Männer der TA - Berne und Kupfer - zerfiel die kalifornische Szene in Harris in Südkalifornien und Bob Goulding in Nordkalifornien. Gegenüber dem übersimplistischen Ansatz von Harris waren Bob und Mary Goulding die viel bessere Alternative. Aber deren TA war nicht mehr die TA von Berne und Kupfer.

Bernd: Um nochmal abschließend auf Kupfer zurückzukommen: Berne war also mehr ein Ideen-Lieferant. Die eigentliche Schule und Organisation hat Kupfer gegründet.

Fanita: Ja. Kupfer schuf die Organisation der ITAA und gestaltete sie als Präsident bis zu seinem Tod. Er hat nur leider nicht geschrieben. Er hatte Regale voll Tonkassetten, und meinte immer: "Eines Tages werde ich dieses Material ordnen und schreiben". Er hat es aber nie getan und das ist eine Tragödie. Denn Therapie-Demonstrationen, Supervisionen, die ganzen Lehren kamen von Kupfer.

Berne konnte man bei seiner Arbeit im St. Mary's-Hospital zusehen. Er demonstrierte dort Therapie und hielt Vorträge. Und man konnte ihn in den San-Francisco-Seminaren erleben. Doch das gute Lernen kam von Kupfer. Alle wichtigen Leute machten bei ihm Training. Ohne Kupfer wäre ich nicht bei der TA geblieben.

Kupfers Tod war der zweite große Verlust der TA und ITAA. Er bekam Prostata-Krebs und damit einhergehend schwerste Persönlichkeitsveränderungen. Deshalb war er eigentlich schon vor Bernes Tod aus der Szene heraus.

Bernd: Wie hätte sich denn die Transaktionsanalyse entwickelt, wenn Berne weitergelebt hätte? Bitte spekulier` mal.

Fanita: Zunächst glaube ich, dass sich die Transaktionsanalyse in den verschiedenen nichtklinischen Anwendungsbereichen erheblich weiterentwickelt hätte. Transaktionsanalyse als Psychotherapie hätte sich wohl hauptsächlich im Bereich der Sozialpsychiatrie und verbal weiterentwickelt, immer in einer einfachen Sprache mit den Klienten. Sicherlich stünde im Vordergrund, das Erwachsenen-Ich des Klienten anzusprechen und nicht zu erschrecken, wenn der Klient sagt, er habe es im Kopf, aber nicht im Bauch. Es ginge auch um klare Arbeit mit Übertragungen, insbesondere mit Übertragungen im Hier und Jetzt, wobei man gezielt auf die persönliche Geschichte des Klienten zurückgreifen würde.

Bernd: Was meinst Du damit, dass man nicht erschrecken sollte, wenn der Klient sagt, er habe es im Kopf aber nicht im Bauch?

Fanita: In der TA geht es nicht so sehr um den Unterschied von Denken und Fühlen. Denken und Fühlen ist in jedem Ich-Zustand und das müssen wir untersuchen. Wichtig ist der sorgfältige Dialog mit dem Erwachsenen-Ich des Klienten darüber, welche ganz spezifischen Schlussfolgerungen und Anpassungen er für sein Leben gefunden hat. Ich stelle in meinem Kopf sehr häufig Bezüge zu der vermutlichen Geschichte des Klienten her und überprüfe meine Annahmen im Dialog mit ihm. Ich bespreche mit ihm etwas Strukturelles, aber immer mit dem Ziel zum Funktionellen zu kommen.

Das Funktionelle war ein sehr wichtiger Punkt bei Berne und Kupfer. Wenn sich Erlebens- und Verhaltensweisen häufig wiederholen und sich durch Versuche, Einfluss zu nehmen, nicht verändern, muss man in die Vergangenheit gehen. Häufig tauchen von selbst Gefühle beim Klienten auf, die Anweisungen geben, was man sich anschauen muss.

Berne hätte wohl, wenn er noch Zeit gehabt hätte, irgendeine eigene Methodik entwickelt, wie man hier tiefer gehen kann. Das war nicht nötig, solange Berne Psychoanalyse gemacht hat. Er hat dies übrigens heimlich getan, während er offiziell auf Kongressen verkündete: "Wir brauchen keine Psychoanalyse, wir brauchen keine Träume zu verstehen, wir brauchen uns nicht um Assoziationen und das Unbewusste zu kümmern."

Die Erweiterung der Transaktionsanalyse hätte aber in diese Bereiche hinein erfolgen müssen. Ich vermute, dass Berne uns in seiner kreativen Art auch hier auch Neues gebracht hätte. In keinem Fall wäre er aber in Richtung Regressionstherapie gegangen. Da bin ich absolut überzeugt.

Mich selbst hat die Transaktionsanalyse eher zu Jung geführt und ich vermute, Berne wäre einen ähnlichen Weg gegangen. Er hat oder hätte auch einiges von Assagioli aufgenommen. Dass er sich zum Spirituellen hingewendet hätte, glaube ich nicht, jedoch hätte er sich wahrscheinlich der Existenzphilosophie zugewandt. Ein philosophisches Bild vom Menschen hatte er schon.

Bernd: Heißt "tiefer" in Deinem Verständnis traumatisches Material aus der Kindheit?

Fanita: Nein, nicht unbedingt traumatisch. Ich meine damit vor allem Zurückliegendes und Unbewusstes. Und das führt uns zu Skript und zu Betrachtungsweisen von Carl Gustav Jung.

Bernd: Hat Berne Jung studiert?

Fanita: Ich weiß es nicht, aber vermutlich hat er einiges gelesen, auch von Adler.

Bernd: Und war ihm der Ansatz von Milton Erickson bekannt?

Fanita: Ich glaube nicht. Ich selbst hatte einen Kurs bei Milton Erickson gemacht, bevor ich mit der TA Kontakt hatte, etwa 1963. Erickson wurde damals von den Psychoanalytikern geradezu verhöhnt, so dass mir mein psychoanalytischer Supervisor diesen Kontakt verbot. Er verbot mir, die Techniken zu benutzen, weil Freud sie aufgegeben und durch die psychoanalytische Behandlungsmethode ersetzt hatte. Diese Einstellung der Hypnose gegenüber hatte Berne von den Psychoanalytikern übernommen. Ihm lag mehr die rational-emotive Therapie oder die Verhaltenstherapie. Er kannte natürlich auch das Material von Rogers, fand allerdings die daraus abgeleitete Behandlungsmethode viel zu langsam.

Wenn ich jetzt über die mögliche Entwicklung der TA spekuliere, wäre sicher auch die Arbeit mit Psychotikern in den Krankenhäusern weitergegangen. Die Demonstrationen im St. Mary's Hospital in San Francisco waren ja viel mit Psychotikern. Ich selbst habe damals als Consultant auch viel in Psychiatrien gearbeitet, und hier war der Unterschied zu den psychoanalytischen Ansätzen geradezu magisch. Mit TA konnte man unglaubliche Fortschritte erzielen. Das war es auch, was viele Leute von TA überzeugt und an die TA gebunden hat. TA im Krankenhaus zu verwenden, war zu dem, was wir vorher dort gemacht hatten, ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Als Organisation haben wir in diesem Bereich viel verpasst. Hätte Berne länger gelebt, wäre TA in den Krankenhäusern sicher bedeutend geworden. Vielleicht hätte sie sogar Einfluss auf das ganze Psychiatriewesen in Amerika genommen.

Bei TA kam noch hinzu, dass doch davon eine Menge in wenigen Wochen vermittelt werden konnte. Hier sind wir leider in der Entwicklung der TA stecken geblieben. Ich kann mich erinnern, dass ich psychiatrische Krankenschwestern nur wenige Wochen trainiert habe und sie daraufhin so viel besser mit Psychotikern umgegangen sind, dass dies einen enormen Effekt auf die Patienten und auf die Klinik hatte. Gerade solche Leute hätte ich gerne als klinische Mitglieder in der ITAA gesehen.

Bernd: Wie hat Eric Berne denn mit Psychotikern in der Klinik gearbeitet? Wie würdest Du das skizzieren?

Fanita: Er arbeitete fast nur mit dem Erwachsenen-Ich. Er machte Enttrübungsarbeit und konfrontierte die Patienten immer wieder mit der Außenrealität. Er brachte ihnen das einfache Modell der Ich-Zustände und der Transaktionen bei und lehrte sie, es auf sich selbst anzuwenden. Autonomes Verhalten verstärkte er sehr. Am Anfang nutzte er mit einem Patienten auch die

Übertragung. Aber das Wort Übertragung durften wir ja nicht verwenden. Er hätte gesagt, dass er positive Eltern-Kind-Transaktionen benutzt, um einen guten Kontakt zum Klienten herzustellen. Er hätte dann zunehmend das Erwachsenen-Ich angesprochen und Erwachsenen-Ich-Kontrakte vereinbart. Dabei war er sehr kreativ. Er machte auf Verhaltensebene viele kleine Kontrakte.

Bernd: Hat er auch paradoxe Dinge mit Patienten gemacht?

Fanita: Nicht direkt, aber manche Interventionen waren sehr witzig, und man könnte sagen, sie haben manchmal paradox gewirkt. Direkte paradoxe Verschreibungen wären gegen seine Haltung gewesen, dem Patienten immer ehrlich zu begegnen.

Bernd: Hat er mit Ritualen gearbeitet? Manche Therapeuten lassen ja Patienten, die etwa übermäßig loyal an bestimmte Familientraditionen gebunden sind, zum Beispiel einen Familienaltar aufbauen und vor diesem täglich rituelle Anbetungsformeln sprechen.

Fanita: Nein, solche Dinge hätte er nicht gemacht. Er hätte aber durchaus einem Patienten sagen können: Ich stelle mir vor, dass du imstande wärst, täglich vor einem solchen Familienaltar zu beten. Er hätte dies aber nicht direkt paradox gemeint.

Was er tatsächlich gerne gemacht hat, war mit Phantasien zu arbeiten, und zwar sowohl darüber, was zukünftig sein könnte, als auch darüber, was möglicherweise in der Kindheit war.

Bernd: Das Wichtigste an seinem Arbeitsstil war wohl, dass er nicht an die Idee der Psychose als in jedem Fall langwierig zu behandelnde Krankheit glaubte.

Fanita: Ja, das war sogar eine Standardfrage im Grundlagenkurs, ob denn jeder Mensch ein Erwachsenen-Ich habe. Das war mit dieser Frage gemeint. Kupfer und Berne haben sich die 101-Grundlagenkurs-Fragen ja mal an einem Abend bei einem Bier zusammen ausgedacht. Das war die ursprüngliche TA. Man nahm alles nicht so ernst und vieles war auch witzig.

Bernd: Ich habe in meiner Acception Speech anlässlich des ersten European TA-Award darauf hingewiesen, dass für mich der sozial-psychiatrische Ansatz eine wesentliche Errungenschaft der Transaktionsanalyse war. Heute scheinen mir entwicklungspsychologisch orientierte Verfahren wieder stärker in den Vordergrund gekommen zu sein.

Fanita: Wenn Du mit sozial-psychiatrisch die Berücksichtigung des Lebensumfeldes meinst, dann war dies der Transaktionsanalyse in ihrem Ursprung tatsächlich sehr wichtig. Es ging um die Berücksichtigung des Kontextes.

Bernd: Wir haben heute Angebote wie Körperarbeit im warmen Wasser und anderes im Bereich der TA.

Fanita: Das ist alles nicht TA. Man darf natürlich verschiedene Therapien anwenden und auch das Vokabular der Transaktionsanalyse verwenden, muss aber vorsichtig sein, Zusätzliches nicht mit grundsätzlicher TA zu verwechseln.

Bernd: Wir haben heute eine starke Tendenz in der TA-Gemeinschaft, mit regressionsorientierten Methoden zu arbeiten.

Fanita: Berne war dagegen!

Bernd: Wie erklärst Du Dir, dass diese Neigung zum regressionsorientierten Arbeiten entstanden ist?

Fanita: Das ist der Einfluss von Jacqui Schiff. Berne war jedoch mit Jacquis Methoden nicht einverstanden. Wenn Jacqui bei Konferenzen ihre Ideen für die Behandlung von Psychotikern vortrug, war Berne ihnen gegenüber immer sehr kritisch. Als er Jacqui einmal besuchte, war er allerdings sehr berührt von den Veränderungen ihres zweiten Adoptivsohnes Eric, der sich später aber völlig von ihr abgewandt hat. Berne hat dann wohl unter diesem Eindruck gesagt: "Vielleicht bin ich Jacqui gegenüber doch zu streng." Das war aber auch alles. Natürlich wissen wir nicht, was seine spätere Einstellung zu der gesamten Carthexis-Schule gewesen wäre.

Bernd: Was ist im ursprünglichen Sinn das Wesentliche an der Transaktionsanalyse?

Fanita: Das Wesentliche an der Transaktionsanalyse sind die Transaktionen. Sie haben etwas mit Zuwendung, mit Beweggründen und Absichten zu tun, und die kann man untersuchen. Außerdem transagiert man hoffentlich angemessen aus allen drei Ich-Zuständen. Wesentlich ist also das Soziale. Die grundsätzliche Frage lautet: Wie gehe ich mit Beziehungen um?

Bernd: Was dann später an Skripttheorie dazu kam, wäre demnach nicht das Wesentliche der Transaktionsanalyse?

Fanita: Doch, solange Skript nicht als Erklärung für eine Pathologie verstanden wird. Ich würde sagen, 50 - 60 % der Patienten könnten allein durch die Beachtung der Transaktionen geheilt werden. Für den Rest benutzte Berne die Psychoanalyse. Ich benutze Gestaltmethoden, andere benutzen andere Zusätze. Das sind allerdings Zusätze zur Therapie, nicht Bestandteile der TA.

Ich würde es als Kompliment erleben, wenn man mir sagen würde: "Die Art, wie Du arbeitest, Fanita, ähnelt sehr viel mehr der TA in den späten 60er und frühen 70er Jahren als der, die heute verbreitet ist." Heute gilt vieles als TA, was Berne schrecklich gefunden hätte.

Bernd: Was würde Dich daran freuen, worauf wärst Du stolz und womit möchtest Du nicht identifiziert werden?

Fanita: Ich möchte mit vielem, was aus der TA gemacht wurde, nicht identifiziert werden. Was hat sich da nicht alles an unnötigen zusätzlichen Unterteilungen der drei Ich-Zustände entwickelt, von dem vieles nur pedantische Zusätze zur Struktur sind. Ich bin auch nicht mit diesen eingeeengten Vorstellungen von Neuentscheidungen aus der Neuentscheidungsschule einverstanden. Ich stimme auch den Ideen des Reparentings nicht zu. Es gibt so viel Schablonenhaftes und Artifizielles, das ich einfach überhaupt nicht brauche. In der schriftlichen Prüfung wird davon so viel abgefragt. 1)

Ich würde so eine Prüfung nie bestehen. Die ist mir viel zu reduktionistisch, und gleichzeitig zu breit, weil man ohne zentrales Konzept in allen Feldern der Therapie herumgeht.

Meine Kritik war, glaube ich, ein Problem für die ITAA. Deshalb habe ich auch meiner Richtung einen eigenen Namen - EVA, Existentielle Verhaltensmuster Analyse - gegeben. Ich wollte mich nicht an den Kämpfen der Schulen untereinander beteiligen. Ich war einmal eine der Säulen der ITAA und habe mich doch rausgezogen.

Bernd: Ich schätze ja sehr vieles an der TA-Gesellschaft: Die Ausbildung findet auf Kontraktbasis statt. Durch die vom Sponsor unabhängigen Prüfungen gibt es wenig Repression und Korruption. Der Kandidat hat, wenn er mit einem Lehrenden nicht zurechtkommt, immer Wahlmöglichkeiten und er kann, wenn er die Regularien einhält, auf faire Weise den Sponsor wechseln. Es gibt wenig Inzucht und unhinterfragte persönliche Gefolgschaft, bei der man auch mit einer bestimmten Clique verschworen sein muss.

Fanita: Ja. Im Gegenteil, man ist sogar verpflichtet, immer auch bei anderen Lehrern zu lernen. Das was von Anbeginn der TA so. Der Sponsor war vielleicht am Anfang noch wichtiger als heute. Wenn er den Eindruck hatte, dass ein Kandidat gut war, empfahl er ihn zur Aufnahme. Deshalb war es so wichtig, dass jeder Kandidat auch bei anderen lernte und dass es eine vom Sponsor unabhängige Prüfung gab. Man setzte damit ein angemessenes Gegengewicht gegen eine einseitige Abhängigkeit.

Bernd: Wie hatte denn David Kupfer die TA-Prüfung ursprünglich konzipiert?

Fanita: Vielleicht erzähle ich Dir einfach, wie man früher klinisches Mitglied wurde.

Man musste ein oder zwei gute Papiere auf einer TA-Konferenz präsentiert und mindestens einen kreativen Artikel mit neuen Ideen im Bulletin geschrieben haben. Die mussten bei den anderen Anerkennung finden. Es war ja alles sehr persönlich. Man brauchte außerdem einen Sponsor, der sagte, er habe Zutrauen zu diesem Menschen und habe Beweise, dass er gut arbeitet. Dann wurde man zur klinischen Prüfung zugelassen. Die Hauptfragen in der Prüfung drehten sich dann darum sicherzustellen, dass man die 101-Konzepte nicht verdirbt. Es ging natürlich auch darum, die Persönlichkeit des Kandidaten einzuschätzen, aber insbesondere mit Blick darauf, ob er die Grundkonzepte benutzen kann. Die Hauptsorge zu der Zeit war, TA von anderen Methoden, insbesondere der Psychoanalyse, zu unterscheiden.

Der wissenschaftliche Beitrag war ja bereits geleistet. Ich glaube, da haben wir den Weg verloren. Früher war das Wesentliche, dass man etwas Neues, Schöpferisches beitrug. Das war der Unterschied zu heute. Alle klinischen Mitglieder leisteten damals einen eigenen Beitrag. Karpman entwickelte das Dramadriek, ich das Konzept des Episcripts usw.

Bernd: Es war also ein wesentliches Auswahlprinzip, ob jemand Schöpferisches beitragen konnte oder nicht. Das haben wir so heute nicht mehr.

Fanita: Ja, man konnte nicht zur klinischen Prüfung gehen, wenn man nicht eigene Beiträge geleistet hatte. Die Prüfer hatten die Pflicht, den Beitrag des Kandidaten auf der Konferenz zu hören. Die mündliche Prüfung selbst diente vor allem dazu, die Einstellung des Menschen zu prüfen. Es ging dabei weniger um den Inhalt.

Bernd: Die mündliche Prüfung hatte also eigentlich die Funktion, die Reinheit der Grundkonzepte zu sichern.

Fanita: Ja, und auch dem Kandidaten zu helfen, seine Ideen darin zu integrieren. Es ging nicht so sehr darum, die Kompetenz des Kandidaten insgesamt zu prüfen, denn das war bereits durch den Sponsor geschehen. Man prüfte, ob der Kandidat den besonderen Beitrag der Transaktionsanalyse glaubwürdig vertreten konnte.

Bernd: Wir haben ja nun seit zwei Jahren eine neue schriftliche Prüfung in Europa, die die bisher übliche schriftliche Prüfung mit den 35 inhaltlichen Fragen völlig ersetzt. Ich bin darauf besonders stolz, weil wir vom Weiterbildungsausschuss der Deutschen Gesellschaft die ganze Sache initiiert und wesentlich gestaltet haben.

Die heutige schriftliche Arbeit besteht aus vier Teilen: Eine professionelle Selbstdarstellung, in der der Kandidat seine professionelle Identität als Transaktionsanalytiker in seinem Anwendungsfeld beschreiben muss. Hierdurch bekommt man einen ganz guten Eindruck von der professionellen Persönlichkeit. Im zweiten Abschnitt schreibt der Kandidat über die Herausforderungen, die die Weiterbildung in Transaktionsanalyse für ihn bedeutet haben und welchen Nutzen er aus der Auseinandersetzung mit diesen Fragen für sein professionelles Leben gewonnen hat. Wir können auf diese Weise einen Eindruck gewinnen, welchen Stellenwert die TA-Weiterbildung in der professionellen Entwicklung eines Menschen hat. Im dritten Teil geht es darum, eine längsschnittorientierte Fall- oder Projektstudie aus dem Arbeitsfeld des Kandidaten darzustellen. Hier muss der Kandidat an einem oder mehreren Beispielen aus dem Zentrum seines Arbeitsfeldes zeigen, wie er mit Transaktionsanalyse konkret arbeitet. Im vierten Teil muss der Kandidat dann zeigen, wie er sich aus dem Kanon der Transaktionsanalyse selbst ausgewählte Konzepte zu Instrumenten gemacht hat. Er muss diese so studiert haben, dass er ihre Hintergründe, ihren Erklärungswert und ihre Bedeutung wirklich verstanden und sie in seiner professionellen Persönlichkeit und seiner Praxis integriert hat. Wichtig und ganz neu ist dabei, dass der Kandidat die verwendeten Konzepte wirklich selbst auswählen und auf seine Arbeit hin abstimmen muss. Es ist völlig okay, andere Konzepte nicht zu kennen, er muss aber zeigen, dass er die gewählten wirklich zu seinem Handwerkszeug gemacht hat. Es gibt also kein rituelles Abfragen von Standardinhalten mehr.

Früher sollte das alles in der mündlichen Prüfung mit geprüft werden. Dadurch war diese völlig überladen. Jetzt können wir uns in der mündlichen Prüfung auf die ausführliche Begutachtung einzelner Arbeitsproben anhand der Tonbänder konzentrieren.

Fanita: Das ist gut. Insbesondere wenn man in der mündlichen Prüfung auch sagen darf: Dieses Konzept kenne ich nicht!

So eine Prüfung könnte ich vielleicht auch noch bestehen. Das ist wirklich neu und freut mich. Dann scheint das, was ich bei einigen Kandidaten noch wahrnehme, aus der Ängstlichkeit einzelner Trainer zu kommen. Ich sehe die Kandidaten doch immer noch zu ängstlich. Sie wirken irgendwie überwältigt von der Menge an Konzepten, die ihnen abverlangt wird.

Bernd: Da hat sich jetzt etwas dadurch geändert, dass die Kandidaten die verwendeten Konzepte selbst auswählen dürfen und müssen. Und das ist übrigens eine Freiheit, die gar nicht alle gern mögen. Denn sie müssen sich jetzt schöpferisch auf die Theorie beziehen und auch ihre Praxis in ganz anderer Weise begründen als vorher.

Fanita: Damit seid ihr im Geist von Eric Berne und David Kupfer, denn das war die stärkste Gemeinsamkeit von beiden.

Bernd: Je länger ich aus der heutigen Perspektive den Prüfungsprozess beobachte, umso deutlicher wird mir, wie sehr er nach der alten Prüfungsordnung ins Wiederkäuen hinein abgerutscht war.

Fanita: Ja. TA ist so schwerfällig geworden. Ursprünglich betrachteten wir die TA als frisches sprudelndes Konzept. Sie war für uns ein wunderbares System, das uns zu neuen Entdeckungen und besserer Kommunikation inspirierte. Bernes ursprünglicher Kampf war eben gegen verkalkten

Dogmatismus, aber für klare Erklärungen. Das war es auch, was mich und viele andere damals zur TA brachte.

Bernd: Wie erklärst Du Dir diese Entwicklungen?

Fanita: Man muss vielleicht doch auch Trauma-Theorien benützen, um zu verstehen, was nach dem Tod von Berne und Kupfer mit der TA geschah. Wir, die Schüler waren noch in der Adoleszenz, als plötzlich der Vater starb. Das war ein Schock. Wir konnten nicht einmal rebellieren. Für mich war das ein richtiger Bruch.

Unter diesem Erlebnis erhielten wir zwar die Organisation der ITAA aufrecht, doch nicht den ursprünglichen Geist. Der Geist, das wird mir jetzt klarer, war mit Adoleszenzrebellion verbunden - so wie Berne gegen die Psychoanalytiker rebellierte, obwohl er Freud als psychologischen Vater respektierte.

Wir konnten jetzt nicht mehr kämpfen. Für mich war wesentlich, dass ich mich nicht weiter mit Berne auseinandersetzen konnte. Der jugendliche Vater war tot. Nach seinem Tod fühlte ich mich als Verräterin, wenn ich mich unterschied.

Jetzt wird mir klar, dass der Geist in den Gedanken, die im Hallo-Buch sind, hätte weiterleben sollen. Berne schrieb da viel herum, seine Ideen sind aber nicht zu Ende gedacht. Er hatte einigen von uns das Hallo-Buch im Manuskript zugeschickt. Um zu argumentieren hatten wir uns alle Notizen zu den Kapiteln gemacht und uns auf eine Auseinandersetzung um diese Ideen vorbereitet. Auf den nächsten Konferenzen hätten sie diskutiert werden sollten. Nach dem Schock gab es aber dann zunächst einmal nichts mehr. Nach Jahren veröffentlichten wir das Buch dann ohne weitere Diskussion und behandelten es wie eine Bibel, obwohl es alle diese verschiedenen widersprüchlichen Aussagen enthielt. Viele beschäftigten sich dann mehr mit Gestalt statt mit wertvollen Auseinandersetzungen über grundsätzliche TA-Theorie.

Bernd: Der Markt hat sich dann ja auch sehr gut entwickelt. Hat man dann lieber Geld verdient, anstatt sich auseinanderzusetzen?

Fanita: Ja. Obwohl Geldverdienen von Anfang an Thema in der TA war, weil viele von uns viel Geld in die Organisation einsetzen mussten.

Wesentlich hat wohl auch der große Kampf zwischen Gouldings und Schiffs dazu beigetragen und die Art, wie Ken Edwards der damalige Präsident damit umging. Er war sehr auf Harmonie bedacht und versuchte, alles zu beruhigen, anstatt eine konstruktive Auseinandersetzung zu fördern. Organisatorisch hatte er vielleicht sogar Recht, weil die ITAA sonst zu Grunde gegangen wäre.

Zeitgleich versuchte man die nichtklinischen Bereiche zu entwickeln, was im Prinzip eine gute Idee war. Aber man hatte keine wirklich guten Leute in diesen Bereichen.

Außerdem wurde der Kontrakt mit dem Sponsor eingeführt, der vor der offiziellen Prüfung von der ITAA genehmigt werden musste.

Dann wurde auch noch die Teaching-Member-Prüfung eingeführt. Und man musste sich überlegen, was der Unterschied zwischen einem Teaching Member und einem Clinical Member sein sollte.

Bernd: Das hatte ja sicher alles auch seine guten Seiten, aber vielleicht war es zu viel gleichzeitig und unter Schock hervorgebracht.

Fanita: Ja. Ich frage mich jetzt auch, was uns eigentlich all die Jahre zusammengehalten hat. Trotz all dieser Probleme haben wir zusammengehalten und als die Kinder von Berne und Kupfer das

Familienleben aufrechterhalten. Es gab da einen unausgesprochenen Beschluss: "Wir treffen uns weiter." Und der hat sich gehalten und gehalten.

Bernd: Und war die Vereinbarung dabei: "Wir bleiben Freunde, aber wir diskutieren nicht?"

Fanita: Ja, das war der unausgesprochene Kontrakt. "Wir diskutieren nicht mehr wirklich." Und: "Wir konkurrieren nicht, wir haben uns gern und haben Spaß miteinander." Dabei war vieles auch sehr ehrlich. Wir weinten an der Schulter des anderen, und Amerika ist groß. Jeder hatte seinen Staat, sein Gebiet, und brauchte nicht mit den anderen in Konkurrenz zu treten. Und abgesehen von dem internationalen Streit zwischen Schiff und Goulding brauchten wir uns nicht zu vergleichen. Wir waren eine Familie, die sich immer wieder bei Konferenzen traf.

Bernd: Es gab also keine Notwendigkeit, sich neu um die Grundlagen der Theorie zu bemühen und sich weiter zu entwickeln?

Fanita: Ja. Wir stimmten vor allem darin überein, uns gegenseitig gut zu streicheln.

Bernd: Aber jetzt scheint ja etwas Neues aufzubrechen. Es könnte ja sein, dass wir als dritte oder vielleicht vierte Generation jetzt nicht mehr unter diesem Schock stehen und freimütig an die ganze Sache wieder herangehen können. Würdest Du auch sagen, dass wir in einer Identitätskrise sind?

Fanita: Ja. Die Leute, die Berne nicht mehr gekannt haben, fangen jetzt an, neue Fragen zu stellen. Der Artikel von Bill Cornell 2) zum Beispiel ist nicht wegen seines Inhalts so bedeutsam oder neu, sondern weil er Prinzipien in Frage stellt, die andere nicht mehr in Frage stellen. Er sagt, wir arbeiten mit einer Entwicklungs-Psychologie und mit Skript-Konzepten, die nicht stimmen. Das sage ich seit 16 Jahren. Doch von mir wollten die alten Kollegen das nicht hören.

Bernd: Haben da die Jungen mehr Chancen? Ist dies ein Rest von dieser Jugendlichkeits-Kultur, dass junge Leute, wenn sie neue Gedanken einbringen, eher gehört werden?

Fanita: Ja, vielleicht.

Bernd: Ich gehöre ja zu denen, die Kontroversen auslösen und sachlichen Streit suchen. Ich habe zwar den Eindruck, dass ich mittlerweile im Großen und Ganzen respektiert werde, aber es gibt doch sehr wenige, die wirklich mit mir diskutieren. Für mich ist interessant zu erfahren, dass dies bereits ein Charakteristikum der TA-Kultur zu werden droht. Möglicherweise wäre es ein Erwachen aus dem Schock, wenn wir wirklich lernen würden, wieder um die Grundfragen zu streiten.

Fanita: Ich möchte Dir eine Rückfrage stellen: Was ist TA-Kultur für Dich?

Bernd: Ich habe in Blackpool einiges dazu gesagt, was ich mir an TA-Kultur wünsche. Wenn ich das jetzt noch einmal zusammenfassen soll, würde ich sagen: Der ursprüngliche Geist der Gründerzeit muss wiederbelebt werden.

Die TA-Kultur sollte wieder dieser schöpferische, streitbare Umgang mit Theorien und Methoden sein, damit wir aus der Anpassung an überlieferte Schablonen herausfinden. Die Auseinandersetzung sollte wieder zum Wesenselement unserer Organisation gemacht werden. In

der TA-Gemeinschaft sollten wir uns wieder schöpferisch und streitbar auf die Inhalte beziehen. Rituale sollten nur insofern wichtig sein, als sie ein Gefäß für etwas Wesentliches darstellen.

Ich würde sehr bedauern, wenn man in 20 oder 30 Jahren sagen würde, dass die TA angepasstes Mittelmaß auswählt und ausbildet.

Fanita: Die Frage ist: wie kann man dorthin kommen? Berne wusste es. Auf den San-Francisco-Seminaren setzten wir uns mit Inhalten auseinander und stritten um sie. Aus diesen Seminaren entstanden die Kongresse. Wir hatten zwei Kongresse: einen, auf dem wir unsere Beiträge der Öffentlichkeit vorstellten, und einen, den Winterkongress, auf dem wir miteinander diskutierten. Dieser Kongress hatte kein Programm. Jemand schrieb ein Thema an die Tafel, das ihn interessierte, und so fanden wir uns zu Diskussionsgruppen zusammen. Das ist uns verlorengegangen.

Bernd: Solche Diskussionen haben nach meinen Erfahrungen allerdings nur dann Sinn, wenn man zwischendurch liest und die Grundlagen studiert. TA in Psychotherapy ist nach wie vor in Deutschland kein bekanntes Buch, und es ist auch noch nicht übersetzt. Ich selbst habe es erst kurz vor meinem Examen zum Lehrtherapeuten gelesen.

Fanita: Das ist schlimm! Denn das ist das einzige Buch, das man wirklich lesen sollte, wenn man nur eines auswählen dürfte.

Bernd: Ich glaube, dass eine Diskussion der Grundkonzepte vorrangig stattfinden muss, damit wir die Weiterentwicklungen darauf beziehen können. Wir haben schon ein solches unvereinbares Flickwerk, dass wir dies nicht schlimmer machen sollten. Und wir sollten aufschreiben, was wir diskutiert haben und in unseren Zeitschriften schreibend diskutieren.

Fanita: Ja, wir brauchen Leute, die schreiben. Das war auch Bernes Konzept: Man diskutiert und dann schreibt man. Er hatte aber auch schon das Problem, dass die Leute schwer zum Schreiben zu animieren waren. Hauptsächlich war er es, der geschrieben hat.

Ich wäre sehr glücklich, wenn ich an einer solchen Diskussionsgruppe über Theorie und Konzepte teilnehmen könnte

Bernd: Da habe ich direkt eine Frage an Dich: Berne hat von Rackets oder Games verschiedene Definitionen gegeben, die sich zum Teil gegenseitig ausschließen. Und er hat das Struktur- und das Funktionsmodell der Ich-Zustände immer wieder verwischt, vermischt und verwechselt. Glaubst Du, dass er sich dessen bewusst war? War das eine absichtliche Vermischung, mit der er sich die semantische Vielfalt dieser Begriffe zunutze machen wollte? Oder hielt er unbemerkt Struktur- und Funktionsmodelle zu wenig auseinander?

Fanita: Ich glaube, Berne hat neue Ideen, egal ob es eigene waren oder ob sie von anderen hineingebracht wurden, einfach niedergeschrieben, ohne sich groß darum zu kümmern, was er dazu bereits formuliert hatte.

Bernd: Aber selbst in "TA in Psychotherapy", einem wie Du sagtest relativ gründlich diskutierten Buch, sind solche Vermischungen zu finden.

Fanita: Keiner von uns war in TA so fortgeschritten, dass uns das aufgefallen wäre. Mir wäre damals nicht eingefallen, solche Inkonsistenzen aufzuzeigen. Das Ich-Zustands-Konzept war auf dem von uns verwendeten Niveau so einleuchtend, dass wir nicht weiter darüber nachdachten.

Bernd: Das verstehe ich. Mir hat das ja lange auch eingeleuchtet.

Es gibt noch etwas, was ich persönlich als Mangel empfinde. Begriffe werden häufig nicht wirklich definiert, sondern eher an Beispielen illustriert.

Fanita: Das stimmt. Ich habe da auch immer Widersprüche erlebt. Einerseits betonte Berne wieder und wieder, dass er noch nie ein "Es" hat spazieren gehen sehen. Dann sprach er aber von der Elektrode und dem kleinen Professor als strukturelle Teile des Kind-Ichs. Da muss ich nun sagen, dass ich noch nie eine Elektrode oder einen kleinen Professor habe spazieren gehen sehen.

Diese Widersprüchlichkeiten hatten wohl auch etwas mit seiner Person zu tun. Berne wollte anderen immer schnell voraus sein und neigte deshalb dazu, jede Idee, die ihm gut schien, sofort in seine Konzepte mit aufzunehmen.

Bernd: Es ist ihm wohl schwergefallen, sich sinnvoll zu begrenzen.

Fanita: Ja. Man muss allerdings auch bedenken, dass Berne einfach sehr viel anhäufen wollte, damit wir es weiterbenutzen können.

Bernd: Könnte man sagen und dies auch ohne weiteres respektieren, dass er jede Menge schöpferisches Rohmaterial geliefert hat und es heute unsere Aufgabe ist, es zu sortieren?

Fanita: Ja. Mir geht es ja bei meiner Theorie, etwa beim Episkript und der heißen Kartoffel, inzwischen auch so, dass ich Widersprüche sehe und finde, dass da noch einiges besser unterschieden werden müsste.

Bernd: Meinen Eindruck von Bernes Theorien habe ich in Blackpool so formuliert: "Looking closer, I found a patchwork of creative ideas".

Fanita: Ja, das ist sehr treffend. Ich glaube, Berne hätte dies auch so gesagt und dann hätte er hinzugefügt: "Yes, and then we have to organize the material". Er war auch stolz, dass er Material organisieren konnte: "We have to find a way to put them together and find a way to communicate them in understandable eight-year-old-language. If it cannot be put into eight-year-old-language, it is no good".

Bernd: Dazu ist es ja nun nicht gekommen. Es blieb bei der Blütezeit der Ideen. So gesehen haben wir also noch mit einer schöpferischen Unordnung zu tun.

Das ist im Grunde ja auch nichts Schlechtes, solange man weiß, dass es so ist und nicht den Eindruck erweckt, als hätte man ein konsistentes Weltmodell.

Fanita: Ja, das entspricht der Arroganz der Transaktionsanalytiker. Die TA musste ja auch international sein, obwohl sie nicht einmal amerikanisch, sondern nur kalifornisch war.

Bernd: Am Ende des Hallo-Buchs macht Berne deutlich, dass er die Transaktionsanalyse als eine Ich-Psychologie verstand. Er wusste, dass es darüber hinaus eine sehr umfassende Psychologie des ganzen Menschen gab, mit der er sich aber noch nicht ausführlich beschäftigt hatte. Dies steht im Gegensatz dazu, dass das Persönlichkeitsmodell der Transaktionsanalyse häufig als vollständig definiert wird und man alle psychischen und seelischen Ereignisse versucht, den drei Kringeln zuzuordnen.

Fanita: Berne hat dieses Modell nie als vollständig betrachtet. Er hat allerdings nicht oft genug klar gesagt, wo es unvollständig ist.

Hier haben wir ein Problem der Doppelbödigkeit der frühen TA-Szene. Man behauptete, mit den wenigen TA-Konzepten ohne weitere Bildung auszukommen. Allerdings war man gleichzeitig umfassend gebildet und benutzte diese Bildung selbstverständlich auch bei der Arbeit. Allerdings gab es fast so etwas wie ein Tabu, dies auch offen zu zeigen.

Das war auch ein Dogma: Wir durften unser psychoanalytisches Wissen nicht offen zugeben. Gleichzeitig war es aber zu Bernes Lebzeiten selbstverständlich, dass sich die Kandidaten in anderen Psychologien und Psychotherapien gut auskannten. Die Doppelbindungsbotschaft war, dass wir alles gut wissen mussten, um zu zeigen, dass wir es überhaupt nicht brauchten.

Bernd: Vielleicht ist hieraus auch die Rückwendung zur Psychoanalyse verstehbar. Sie könnte als ein Versuch betrachtet werden, das psychoanalytische Wissen wieder an seinen angemessenen Platz in unserer psychotherapeutischen Arbeit zu stellen. Allerdings sehe ich jetzt die Gefahr, dass wir unreflektiert zu psychoanalytischen Behandlungskonzepten und -methoden zurückkehren, von denen Berne unbedingt weg wollte.

Fanita: Das ist wohl auch der Kern vieler Probleme, die wir heute haben. Es gab die Fiktion, dass man nichts außer TA brauchte. Am Anfang waren alle sehr gut in anderen Methoden ausgebildet. Berne schickte deshalb ja auch Steiner zum Psychologiestudium. Er tat dies allerdings mit der Botschaft: Tu dies, damit Du einen Schein hast, damit der Form genüge getan ist. Tatsächlich hat er dies aber wohl getan, weil er einen Ausbildungsmangel bei Steiner festgestellt hatte, der durch die damalige Beschäftigung mit TA nicht auszugleichen war. Gleichzeitig wollte er dies aber nicht offiziell als Begründung angeben. Jetzt wird es mir erst richtig klar. Wir sprachen eigentlich fast immer auf zwei Ebenen. Einerseits sagten wir, wir bräuchten nichts als TA, andererseits war es aber selbstverständlich, daß wir in anderen Methoden gut ausgebildet waren.

Die richtige und sinnvolle Aussage, um die es dabei eigentlich hätte gehen sollen, wäre gewesen: man bringt anderes Wissen und Erfahrungen für die Verständigung untereinander in einen TA-Sprachrahmen, ohne zu meinen, damit alles in TA-Sprache erklären zu können. Als vereinfachte Verständigungsmethode eignet sich die TA allerdings auch für noch wenig ausgebildete Professionelle.

Bernd: Ja. Aber für eine differenzierte Verständigung eignet sie sich nicht. Zum Beispiel wenn man Fragen der Intuition allein mit dem Hinweis auf den kleinen Professor beantwortet. Die TA-Begriffe sind dann bestenfalls Kürzel, mit denen wir uns daran erinnern, was wir vielleicht wirklich wissen. Das wird aber durch diese Kürzel natürlich nicht geklärt oder erklärt.

Ich finde diese Umgangsweise mit Theorie nicht gut. Ich glaube, dass dadurch das Denken der Ausbildungskandidaten verbildet wird. Ich rege mich auf, wenn ein Ausbildungskandidat meint, mit der Etikettierung eines Verhaltens als Racket eine geklärte Diagnose zu haben, ohne sie inhaltlich und auf die Person und Situation hin genau spezifizieren und daraus sinnvolle Konsequenzen ableiten zu können. Dadurch taucht eine ganze Palette von differential-diagnostischen Fragen überhaupt nicht auf, weil sie durch ein scheinbar erklärendes Etikett verstellt sind.

Fanita: Ja, dagegen protestiere ich auch vehement.

Bernd: Deine Racket-Definition wird auch so verwendet. Man sagt, das sei ein Ersatzgefühl. Bestenfalls macht man sich noch Gedanken, welches Gefühl Ersatz für welches andere Gefühl sein könnte, aber dann hört das Denken auf.

Fanita: Ja, darüber rege ich mich auch auf. Das meine ich natürlich nicht mit Vereinfachung. Ich glaube, ich bin gerade dabei, die Ursprungssituation der TA zu erläutern, während Du Dich damit beschäftigst, wie aus der ursprünglichen Vereinfachung ein Monster entstanden ist. Die TA war ja eine Befreiung bezogen auf das Monster, das aus der Psychoanalyse entstanden war. Mit unerträglicher Stereotypisierung wurden damals auf professionellen Meetings genauso wie auf Parties psychoanalytische Begriffe als Etiketten gebraucht, was einen qualifizierten Umgang mit der Psychoanalyse völlig erstickte. In Deutschland war das wohl nicht so schlimm. Man muss auch hier den Kulturunterschied sehen. Psychoanalytische Sprache wurde verwendet, um sich interessant, wichtig und gescheit darzustellen und man versuchte, sich gegenseitig darin zu übertrumpfen. Ganz ähnlich liefen auch viele psychoanalytische Supervisionen ab, in denen die Supervisoren den Kandidaten so komplizierte Erklärungen gaben, dass diesen nichts anderes übrig blieb, als dazu zu nicken, weil sie es nicht verstanden. Um aber mitzuhalten, versuchten sie in ähnlicher Weise zu reden. Da kam Berne und brachte mit der Transaktionsanalyse eine frische Brise in diese Szene, die für alle eine große Erleichterung war. Man hatte plötzlich das Recht, Dinge in einfacher Sprache erklärt zu bekommen und musste sich nicht länger dumm fühlen.

Bernd: Dann hat die TA ja in erster Linie eine neue, verglichen mit der vorigen, bessere Konvention geschaffen.

Fanita: Ja. Jetzt durften wir einfach sprechen, nicht simplistisch. Eine der Spielregeln war jetzt, dass wir zwar wissen, wie man es komplex beschreiben kann, dass aber die Kommunikationsleistung darin bestand, es einfach auszudrücken.

Vielleicht haben wir jetzt die Situation, dass das Bewusstsein über diese Zusammenhänge verlorengegangen ist und weniger gebildete Leute diese einfachen Schemata für die ganze Erklärung halten. Das geschieht allerdings wahrscheinlich in jeder psychologischen Schule früher oder später.

Bernd: Es freut mich, Dich sagen zu hören, dass der Wert der einfachen Sprache erst gewährleistet ist, wenn man es komplex durchdenken kann, wenn man dies möchte. Wenn die einfache Sprache das Denken also nicht beeinträchtigt.

Ich selbst versuche ja deutlich zu machen, dass komplexe Dinge von einem Metastandpunkt aus einfach gemacht werden können, indem man Komplexität spezifisch reduziert. Ich gerate aber immer wieder in den Verdacht, dass ich einfache Dinge unnötig kompliziert machen wollte. Das will ich natürlich nicht. Kompliziert wird etwas nur, wenn man Komplexität schematisch erhöht, indem man z.B. Konzepte verkompliziert. Komplexität kann man jedoch dadurch reduzieren, dass man Konzepte von einer Metaebene gesteuert spezifisch auf eine Situation zuschneidet. Dazu muss man einen akzeptablen und überschaubaren Betrachtungsausschnitt auswählen und in seiner Konzeptionalisierung sehr spezifisch fokussieren.

Fanita: Ja. Ich glaube, was Du versuchst, ist umso nötiger, weil aus der ursprünglichen Handhabung der Transaktionsanalyse ein Monster entstanden ist. Allerdings weiß ich nicht, ob nicht in jeder psychologischen Bruderschaft oder Schule am Ende mehr theoretische Monster entstehen als Fragen sinnvoll beantwortet werden.

Bernd: Ich danke Dir für das Gespräch.

Autoren: Fanita English / Bernd Schmid;
bearbeitet von Sabine Caspari

Quelle: isb